



1926-08-10

Abschied von Oesterreich

Ann Tizia Leitich

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260810&seite=9&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Abschied von Oesterreich" (1926). *Essays*. 109.

http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/109

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Abschied von Oesterreich [Österreich].

Von Ann Tizia Leitlich

Er ist nicht so leicht, als man glauben sollte, trotzdem der Weg aus der Armut, der beispiellosen Heftigkeit des Brotneides, der die Seelen auf die Dauer vergiften muß, hinausführt über das Gangbord eines Ozeandampfers in das goldene Land der Jazzkönige. Aus dem Dunst der Gemeinschaftsküchen, die dem kämpfenden Mittelstand mit einer tragischen Hartnäckigkeit aus der Kriegszeit in das Heute gefolgt sind, in die Wohltemperiertheit gutbestellter Hotels, von dem Mangel in die Fülle eines Landes, dessen zweitgrößte Stadt jährlich über tausend Millionen Dollar in ihren Warenhäusern ausgibt; von der fast sträflich pessimistisch gefärbten Ergebenheit in das Schicksal zu jenem blitzlebendigen Sich-Umtun, das *Erfolg hat, weil es an Erfolg glaubt*; von Oesterreich nach den United States... welch ein Weg, voll von Bildern Aus- und Einblicken, Vergleichen, Ahnungen, Befürchtungen und Hoffnungen. Ein weiter Weg; viel weiter als die acht Tage Schifffahrt. Ein Zurückgehen und ein Vorwärtsgehen zugleich.

Abschied von Oesterreich. –

Da sind Leute, die sagen, es gäbe kein Oesterreich mehr; aber diesen zum Trotz: *Es gibt noch ein Oesterreich.*

Wir sehen es nicht, wenn wir in Wien im Kaffeehaus sitzen; denn das ist Wien. Wien hat man auch schon totgesagt, aber man hat es wenigstens noch nicht totgeschwiegen, wie das Land. Noch wird davon gesprochen, darüber geschrieben; noch wird es geliebt und besungen, freilich nicht so hinreißend wie einst. Wien ist Gott sei Dank zäher als man zuerst glaubte. Aber Wien ist nicht Oesterreich, ist nur ein Teil. Es ist das weltläufige Oesterreich, seine Brücke ins Ausland, es ist internationaler, gerissener, mehr *up-to-date* als die Länder; wenn auch nicht international, gerissen und *up-to-date* als Stadt, denn dazu ist es zu österreichisch. Es hat heute das modernste Bad in Europa, aber der Hauptteil seiner Straßen ist gepflastert wie in einer Kleinstadt. Das ist böse für die Sohlen, aber einer mehr von Wiens lächelnd-heiteren Reizen – dieses Anklingen ans Ländliche. *Wien-Oesterreich ist in gewissem Maße dasselbe Verhältnis wie Newyork-United States.* Newyork hat amerikanische Luft und amerikanische Straßen, aber nur zur Hälfte amerikanische Gedanken; die andere Hälfte wird von jenseits des Ozeans bestimmt. Deshalb bleibt es aber doch Amerika, denn das Hinterland speist es fortlaufend mit den Essenzen des Landes, die es mit seinen eigenen mischt. So war es immer mit Wien; immer war es „Wien in Oesterreich“. Und so müßte es bleiben, wenn seine feinste Kultur nicht verloren gehen soll, wenn es sein Sternchen im Bäddeckel behalten und die Erinnerung nicht verlieren will, die es im Fremden hinterläßt. Wenn es, mit einem Wort, Wein bleiben will, und nicht bloß eine Stadt mit 1,800.000 Einwohnern, denn 1,800.000 Einwohner haben andere auch.

Dieser Zusammenhang Wiens mit den Ländern – die Menschen tun alles Erdenkliche, ihn zu verwischen. Manchmal dämmert er einem greifbar auf, vor alten Barockschlössern, etwa den zweien des Prinzen Eugen, dem in der Himmelpfortgasse und dem im Belvederepark. Oder vor anderen. Künstler, Handwerker, die das geschaffen, Fürsten, die das geträumt haben, sie standen auf einem gemeinsamen reichen Boden, der ihnen die Kraft und das Glück der Harmonie gab. An solchen Punkten findet man plötzlich Oesterreich; weiß, daß es mehr war als nur die Dynastie oder die einstige bürokratische Macht Wiens. Weiß, daß es, weil es so viel war, noch mehr sein kann.

Und draußen, irgendwo auf dem Land, offenbart es sich einem. Denn dieselbe Glückseligkeit der Linien, denselben getragenen und abgerundeten Ausdruck, wie ihn nur ein Ganzes und Volles trifft, findet man in einem alten Wachauer Bürgerhaus, in einem Salzburger Stüberl, and einem Tiroler Marterl oder an einem Schloß in Spittal an der Drau. Hie und da begegnet man ihm verdichtet in einer künstlerischen Kernnatur wie dem Kremser Schmidt, der alles, was im österreichischen Volke an Freude, Gottseligkeit, Behagen, Bildkraft und Schönheitsempfinden lebte, mit dem Jubel seiner Farben, der Beredsamkeit seiner Bewegungen in seine heute allzusehr vergessenen Kirchengemälde hineinmalte. Und man begegnet ihm, wenn man durch die Länder fährt, deren jedes so klein und doch so anders, köstlich in sich verwurzelt ist. Auf einer sonnenüberstrahlten Straße zwischen blühenden Wiesen und prachtvollen dunklen Tannen, im Angesichte der weißbekappten Tauernberge streift einen sein Atem: ein paar Burschen ziehen dort im Marschschritt, alte Lieder singend. In Lienz in Tirol sah ich, wie sie die Schützen aus Hall empfangen für das Sommerfest am Tristacher See. Auf dem großen Platz standen die Leute, lächelnd, heiter, aber ruhig, würdebewußt. Bäuerinnen in uralten Gewändern, mit großen flatterneden Hut- und Schürzenbändern. Daneben die Kaufmannsfrau im *Crepe de Chine*-Fähnchen; es hat sie noch nicht angekränkt, sie tanzt deswegen noch keinen Jazz. Ich habe nichts gegen Jazz, wo er hingehört, aber Jazz inmitten der grünen österreichischen Berge, das ist furchtbar. Fahnen warfen sich von den Giebeln alter, selbstbewußter Häuser in die goldene Sonne; um das Kaiser-Josef-Denkmal in der Mitte standen Automobile, die die Burschen mit den Jägerhüten wohl zu lenken gelernt haben. Dann kamen musizierend die Schützen in ihrer malerischen Tracht des ländlichen Biedermeier, mit breitkrepfigen, hohen Filzhüten, die sie mit Alpenrosen und Kohlröserln voll besteckt hatten.

Ja, das gibt es noch, in Wirklichkeit, nicht nur in halb vergessenen Liedern. Und nicht nur als Maskerade, denn die da gehörten in ihre Kostüme, und die rungsam standen, gehörten zu ihnen wie der schöne Kreis der Berge, die von jenseits der Häuser und Felder hereinsahen; und wie das behäbig ausladende Haus der Pfarrei, aus deren breitem Fenster mit dem edlen Bogen darüber sich nun, da die Schützen unten vorüberziehen, neben der schwarzen Silhouette des Pfarrherrn ein Mädels zeigt, ein bildhübsches, lachendes Gesicht unter demselben großen Spitzhut, den die Männer tragen. Als die Schützen ihre Weise ausgespielt haben, greift sie ans Mieder und wirft den Strauß, den sie dort trug, hinunter unter sie. — —

Am besten aber merkt man, daß es ein Oesterreich gibt, wenn man einen echt *österreichischen Menschen* begegnet. Man trifft ihn noch eher auf dem Land als in der Großstadt, wo er, das ist merkwürdig, dann meistens im Staub der Akten hockt. Irgendwo steht er zwischen Grillparzer und Bartsch und trägt ein gutes Stück Peter Altenberg mit sich. Stimmungsmenschen sind sie, sensitiv, leicht hingerissen und doch tief innerlich verschlossen; launisch wie die Berge ihres Landes, die bald mystisch verwoben in seliger Traumbäue dastehen, bald düster dräuen, um dann wieder rosenrot zu lächeln. Liebenswert und doch hochmütig, konservativ, steifnackig, alle Träger eines alten Namens: Oesterreicher. Trotzig ganz auf sich selbst gestellt, denn sie haben Tradition, selbstherrlich, wären sie auch nur Bauern. Menschen, denen das gleißende Wort der Zeit „Erfolg“ nichts bedeutet; Seelen, die als die Kinder vieler Generationen, die durch Jahrhunderte hindurch am Rande von Völkerschicksalen gestanden sind, Völkerschicksale erlebt haben, weise und ergeben geworden sind, Philosophen unter einem niedrigen Dach. Fatalisten. „Es ist so und so ist es. Da kann man nichts machen.“

Das ist Weisheit und Stärke, aber in der Uebertreibung wird es zum verhängnisvollen Fehler. Es ist gleichgültig, ob sie Dichter sind oder Grafen, Hofräte oder – ich bitte die Hofräte um Entschuldigung – die Tiroler Kuhdirne, die meine wild zusammengesteckten Blumen sorgsam mit Gräsern in Gläsern ordnete und mit dem Knecht die rechten Plätzchen aussuchte, wo ein Bankerl geruhsam und mit schöner Aussicht angebracht werden könnte. Die zufriedene war mit ihren vier Millionen jährlich, wenn sie nur eine gute Stube hatte und Zeit genug, um Stoffschuhe zu machen und Geschichten zu lesen. Geschichten, bei denen man „röhren“ konnte, wünschte sie sich von mir. Hört es, ihr Verleger. In die Stadt? Nein, in die Stadt wollte sie nie. Sie war zufrieden. Ja, unmoderne Menschen sind die Oesterreicher, und könnten doch gerade deshalb der Zeit, die so arm ist an Inhalt, an Innengehalt, unendlich viel geben, nähmen sie sich dazu nur die Mühe! Eine große Temperament- und Blutmischung. Römische Würde, germanische Rechtlichkeit, Heimtreue und Musikliebe, slawische Genußfreude und Melancholie, dazu von den Italienern die Heiterkeit und Grazie, von den Spaniern die Getragenheit, die Grandezza, von den Türken das Kaffeehaus, das mehr ist als ein Lokal, in dem man Kaffee trinkt, das eine Lebensanschauung ist. Und weiterhin von Asien die reine Freude am Meditieren, am Sinnieren.

Es hat eine Aufgabe: Sein Gesicht zu behalten, das Ueberkommene zu bewahren.

Das Ueberkommene zu bewahren heißt aber nicht, sich und sein Land zum Museum erstarren zu lassen. Wenn er sein Gesicht behalten, lebendurchpulst erhalten will, darf er sich nicht abschließen. *Darf die Zeit nicht verachten, sondern muß sie mit ihren eigenen Waffen schlagen* und so seinen Typ durchsetzen. Den Oesterreicher. Er ist es wert, wenn er sich selbst Wert beimißt.

Manche beneiden mich, weil ich nach Amerika gehe, und manche verziehen verächtlich den Mund, denn sie sehen auf Amerika herab. Diesen sage ich: Verachtet nicht Amerika, weil es „Ein Badezimmer für jedermann“ über „Shakespeare für jedermann“ stellt; denkt lieber daran, daß neulich beim *Eucharistischen Kongreß* die päpstliche Fahne auf protestantischen Kirchen ausgehängt war. Galt es doch, Fremden zu zeigen, wie das Land, das Land als Einheit, Amerika, empfangen könne. Das ging über alles andere.

Jenen sage ich – und den Worten anschließend, die Ingenieur *Lindenthal*, der das Oesterreichertum so glanzvoll drüben vertritt, neulich in Wien gesagt hat: Kränkt euch nicht, wenn ihr hier bleiben müßt, bleiben dürft. Tut hier, wie ihr drüben tun müßt, wenn ihr weiterkommen wolltet. *Vereinigt alle Kräfte auf ein Ziel*. Alle, mit vereinten Kräften! Auf Oesterreich. Und schafft so das größte Problem, an dem Oesterreich mehr noch als an dem wirtschaftlichen, sich die Zähne ausbeißt, das *psychologische*, aus dem Weg.

So machen es die Amerikaner[.] *Getrennt marschieren und vereint schlagen ist die Grundidee des Amerikanismus*. Und deshalb erzähle ich so oft von ihnen. Wie man von ihnen, trotz Badezimmer und Babbitt, lernen kann.



Chronikbeilage

der

„Neuen Freien Presse“



Abschied von Oesterreich.

Von Ann Tizla Veltich.

Er ist nicht so leicht, als man glauben sollte, trotzdem der Weg aus der Armut, der beispiellosen Heftigkeit des Brotneides, der die Seelen auf die Dauer vergiften muß, hinausführt über das Gangbord eines Dzeandampfers in das goldene Land der Jazzkönige. Aus dem Dunst der Gemeinschaftsküchen, die dem kämpfenden Mittelstand mit einer tragischen Hartnäckigkeit aus der Kriegszeit in das Heute gefolgt sind, in die Wohltemperiertheit gutbestellter Hotels, von dem Mangel in die Fülle eines Landes, dessen zweitgrößte Stadt jährlich über tausend Millionen Dollar in ihren Warenhäusern ausgibt; von der fast sträflich pessimistisch gefärbten Ergebenheit in das Schicksal zu jenem blühelebendigen Sich-Umtun, das Erfolg hat, weil es an Erfolg glaubt; von Oesterreich nach den United States . . . welch ein Weg, voll von Bildern Aus- und Einblicken, Vergleichen, Ahnungen, Befürchtungen und Hoffnungen. Ein weiter Weg; viel weiter als die acht Tage Schifffahrt. Ein Zurückgehen und ein Vorwärtsgen zugleich.

Abschied von Oesterreich. —

Da sind Leute, die sagen, es gäbe kein Oesterreich mehr; aber diesen zum Troß: Es gibt noch ein Oesterreich.

Wir sehen es nicht, wenn wir in Wien im Kaffeehaus sitzen; denn das ist Wien. Wien hat man auch schon totgesagt, aber man hat es wenigstens noch nicht totgeschwiegen, wie das Land. Noch wird davon gesprochen, darüber geschrieben; noch wird es geliebt und besungen, freilich nicht so hinreißend wie einst. Wien ist Gott sei Dank zäher als man zuerst glaubte. Aber Wien ist nicht Oesterreich, ist nur ein Teil. Es ist das weltläufige Oesterreich, seine Brücke ins Ausland, es ist internationaler, gerissener, mehr up-to-date als die Länder; wenn auch nicht international, gerissen und up-to-date als Stadt, denn dazu ist es zu österreichisch. Es hat heute das modernste Bad in Europa, aber der Hauptteil seiner Straßen ist gepflastert wie in einer Kleinstadt. Das ist böse für die Sohlen, aber einer mehr von Wiens Lächelndheiteren Reizen — dieses Anklingen ans Ländliche. Wien-Oesterreich ist in gewissem Maße dasselbe Verhältnis wie Newyork-United States. Newyork hat amerikanische Luft und amerikanische Straßen, aber nur zur Hälfte amerikanische Gedanken; die andere Hälfte wird von jenseits des Ozeans bestimmt. Deshalb bleibt es aber doch Amerika, denn das Hinterland speist es fortlaufend mit den Essenzen des Landes, die es mit seinen eigenen mischt. So war es immer mit Wien; immer war es „Wien in Oesterreich“. Und so müßte es bleiben, wenn seine feinste Kultur nicht verloren gehen soll, wenn es sein Sternchen im Bäderker behalten und die Erinnerung nicht verlieren will, die es im Fremden hinterläßt. Wenn es, mit einem Wort, Wien bleiben will, und nicht bloß eine Stadt mit 1,800.000 Einwohnern, denn 1,800.000 Einwohner haben andere auch.

Dieser Zusammenhang Wiens mit den Ländern — die Menschen tun alles Erdenkliche, ihn zu verwischen. Manchmal dämmert er einem greisbar auf, vor alten Barockschlössern, etwa den zweien des Prinzen Eugen, dem in der Himmelfortgasse und dem im Belvederepark. Oder vor anderen. Künstler, Handwerker, die das geschaffen, Fürsten, die das geträumt haben, sie standen auf einem gemeinsamen reichen Boden, der ihnen die Kraft und das Glück der Harmonie gab. An solchen Punkten findet man plötzlich Oesterreich; weiß, daß es mehr war als nur die Dynastie oder die einstige bureaukratische Macht Wiens. Weiß, daß es, weil es so viel war, noch mehr sein kann.

Und draußen, irgendwo auf dem Land, offenbart es sich einem. Denn dieselbe Glückseligkeit der Linien, denselben getragenen und abgerundeten Ausdruck, wie ihn nur ein Ganzes und Volles trifft, findet man in einem alten Wachauer Bürgerhaus, in einem Salzburger Stüberl, an einem Tiroler Markterl oder an einem Schloß in Spittal an der Drau. Hier und da begegnet man ihm verdichtet in einer künstlerischen Kernnatur wie dem Kremsler Schmidt, der alles, was im österreichischen Volke an Freude, Gottseligkeit, Behagen, Bildkraft und Schönheitsempfinden lebte, mit dem Jubel seiner Farben, der Beredsamkeit seiner Bewegungen in seine heute allzusehr vergessenen Kirchengemälde hineinmalte. Und man begegnet ihm, wenn man durch die Länder fährt, deren jedes so klein und doch so anders, köstlich in sich verwurzelt ist. Auf einer sonnenüberstrahlten Straße zwischen blühenden Wiesen und prachtvollen dunklen Tannen, im Angesichte der weißbekappten Tauernberge streift ein fein Atem: ein paar Burschen ziehen dort im Marschschritt, alte Lieder singend. In Lienz in Tirol sah ich, wie sie die Schützen aus Hall empfingen für das Sommerfest am Tristacher See. Auf dem großen Platz standen die Leute, lächelnd, heiter, aber ruhig, würdebewußt. Bäuerinnen in uralten Gewändern, mit großen flatternden Hut- und Schürzenbändern. Daneben die Kaufmannsfrau im Crepe de Chine-Fähnchen; es hat sie noch nicht angekränkelt, sie tanzt deswegen noch keinen Jazz. Ich habe nichts gegen Jazz, wo er hingehört, aber Jazz inmitten der grünen österreichischen Berge, das ist furchtbar. Fahnen warfen sich von den Giebeln alter, selbstbewußter Häuser in die goldene Sonne; um das Kaiser-Josef-Denkmal in der Mitte standen Automobile, die die Burschen mit den Jägerhüten wohl zu lenken gelernt haben. Dann kamen musizierend die Schützen in ihrer malerischen Tracht des ländlichen Biedermeier, mit breithrempigen, hohen Filzhüten, die sie mit Alpenrosen und Koblkröserln voll besteckt hatten.

Ja, das gibt es noch, in Wirklichkeit, nicht nur in halb vergessenen Liedern. Und nicht nur als Maskerade, denn die da gehörten in ihre Kostüme, und die ringsum standen, gehörten zu ihnen wie der schöne Kreis der Berge, die von jenseits der Häuser und Felder hereinsahen; und wie das behäbig ausladende Haus der Pfarrei, aus deren breitem Fenster mit dem edlen Bogen darüber sich nun, da die Schützen unten vorüberziehen, neben der schwarzen Silhouette des Pfarrherrn ein Mädel zeigt, ein bildhübsches, lachendes Gesicht unter demselben großen Spizhut, den die Männer tragen. Als die Schützen ihre Weise ausgespielt haben, greift sie ans Nieder und wirft den Strauß, den sie dort trug, hinunter unter sie. — —

Am besten aber merkt man, daß es ein Oesterreich gibt, wenn man einen echt österreichischen Menschen begegnet. Man trifft ihn noch eher auf dem Land als in der Großstadt, wo er, das ist merkwürdig, dann meistens im Staub der Akten hocht. Jrgendwo steht er zwischen Grillparzer und Bartsch und trägt ein gutes Stück Peter Altenberg mit sich. Stimmungsmenschen sind sie, sensitiv, leicht hungerissen und doch tief innerlich verschlossen; launisch wie die Berge ihres Landes, die bald mystisch verwoben in seliger Traumbläue dastehen, bald düster dräuen, um dann wieder rosenrot zu lächeln. Liebenswürdig und doch hochmütig, konservativ, steifnackig, alle Träger eines alten Namens: Oesterreicher. Trotzig ganz auf sich selbst gestellt, denn sie haben Tradition, selbstherrlich, wären sie auch nur Bauern. Menschen, denen das gleißende Wort der Zeit „Erfolg“ nichts bedeutet; Seelen, die als die Kinder vieler Generationen, die durch Jahrhunderte hindurch am Rande von Völkerschicksalen gestanden sind, Völkerschicksale erlebt haben, weise und ergeben geworden sind, Philosophen unter einem niedrigen Dach. Fatalisten. „Es ist so und so ist es. Da kann man nichts machen.“ Das ist Weisheit und Stärke, aber in der Uebertreibung wird es zum verhängnisvollen Fehler. Es ist gleichgültig, ob sie Dichter sind oder Grafen, Hofräte oder — ich bitte die Hofräte um Entschuldigung — die Tiroler Kuhdirne, die meine wild zusammengesteckten Blumen sorgsam mit Gräsern in Gläsern ordnete und mit dem Knecht die rechten Plätzchen aussuchte, wo ein Bankerl geruhsam und mit schöner Aussicht angebracht werden könnte. Die zufrieden war mit ihren vier Millionen jährlich, wenn sie nur eine gute Stube hatte und Zeit genug, um Stoffschuhe zu machen und Geschichten zu lesen. Geschichten, bei denen man „röhren“ konnte, wünschte sie sich von mir. Hört es, ihr Verleger. In die Stadt? Nein, in die Stadt wollte sie nie. Sie war zufrieden. Ja, unmoderne Menschen sind die Oesterreicher, und könnten doch gerade deshalb der Zeit, die so arm ist an Inhalt, an Innengehalt, unendlich viel geben, nähmen sie sich dazu nur die Mühe! Eine große Vielheit ist die österreichische Seele, eine große Temperament- und Blutmischung. Römische Würde, germanische Rechtslichkeit, Heimtreue und Musikliebe, slawische Genußfreude und Melancholie, dazu von den Italienern die Heiterkeit und Grazie, von den Spaniern die Betragenheit, die Grandezza, von den Türken das Kaffeehaus, das mehr ist als ein Lokal, in dem man Kaffee trinkt, das eine Lebensanschauung ist. Und weiterhin von Asien die reine Freude am Meditieren, am Sinnieren.

Es hat eine Aufgabe: Sein Gesicht zu behalten, das Ueberkommene zu bewahren.

Das Ueberkommene zu bewahren heißt aber nicht, sich und sein Land zum Museum erstarren zu lassen. Wenn er sein Gesicht behalten, lebenddurchpulst erhalten will, darf er sich nicht abschließen. Darf die Zeit nicht verachten, sondern muß sie mit ihren eigenen Waffen schlagen und so seinen Typ durchsetzen. Den Oesterreicher. Er ist es wert, wenn er sich selbst Wert beimißt.

Manche beneiden mich, weil ich nach Amerika gehe, und manche verzichen verächtlich den Mund, denn sie sehen auf Amerika herab. Diesen sage ich: Verachtet nicht Amerika, weil es „Ein Badezimmer für jedermann“ über „Shakespeare für jedermann“ stellt; denkt lieber daran, daß neulich beim Eucharistischen Kongreß die päpstliche Fahne auf protestantischen Kirchen ausgehängt war. Galt es doch, Fremden zu zeigen, wie das Land, das Land als Einheit, Amerika, empfangen könne. Das ging über alles andere.

Jenen sage ich — und den Worten anschließend, die Ingenieur Lindenthal, der das Oesterreichertum so glanzvoll drüben vertritt, neulich in Wien gesagt hat: Kränkt euch nicht, wenn ihr hier bleiben müßt, bleiben dürft. Tut hier, wie ihr drüben tun müßt, wenn ihr weiterkommen wolltet. Vereint alle Kräfte auf ein Ziel. Alle, mit vereinten Kräften! Auf Oesterreich. Und schafft so das größte Problem, an dem Oesterreich mehr noch als an dem wirtschaftlichen, sich die Zähne ausbeißt, das psychologische, aus dem Weg.

So machen es die Amerikaner. Getrennt marschieren und vereint schlagen ist die Grundidee des Amerikanismus. Und deshalb erzähle ich so oft von ihnen. Weil man von ihnen, trotz Badezimmer und Babbitt, lernen kann.